

ERNST LINSBERGER

ARCHITEKT

INHALT INDICE

BAUTEN CONSTRUCCIONES

Haus G.	7
Wohnbau Spillern	11
Reihenhausanlage Eduard Gärtner Gasse	15
Wohnbau Ruckerlberg	19
Wohnbau Quellenstrasse	25
Wohnbau Krems	31
Terrassenhaus Krems	35
Büro-Wohnbau Salzburg	51
Hofhäuser Krems-Egelsee	59
Atriumsiedlung Krems	65
Haus E.	75
Atriumsiedlung Gneixendorf	77
Pontoni Bar	85
Wohnhausanlage Bergengasse	87
Doppelwohnhaus	93
Haus F.	103

PROJEKTE PROYECTOS

Museum of Contemporary Arts of the Americas	115
Wohnbau Pözlgründe	117
Weingut Högl	119
Wohnbau Fischamend	121
Appartmenthaus Flattach	123
Haus Petschenig Krems	126

WETTBEWERBE COMPETENCIAS

Kostengünstiges Wohnen	129
BG und BGR Krems	135
Wohnbau Hainburg	137
Wohnbau Krems-Gneixendorf	139
Wohnbau Wiener Neustadt	143
Wohnbau Karree St.Marx	145
Wohnhäuser Dürnstein III	147
Wohnbau Weinzierl IX	149
Wohnbau Ziedlergasse	151
DOM Eisenstadt	153
Krematorium Linz-Urfahr	154



1957 geboren in Mank, Niederösterreich

1963-1972 Grundschulen in Mank

1977 Hochbaumatura an der HTL Krems

1977-1983 Architekturstudium an der Akademie der bildenden Künste Wien, Meisterklasse Prof. Arch. Dr. Roland Rainer und Prof. Arch. Timo Penttilä

1989 Eigenes Architekturbüro

2001 Architekt Ernst Linsberger ZT- GmbH

2006 BLA LiegenschaftsverwertungsgesmbH

2007 ALA LiegenschaftsverwaltungsgesmbH

2010 Construction Company in Mexiko

2013 Foundation „House of the Americas“

1957 nacido en Mank, Baja Austria

1963-1972 Escuela obligatoria en Mank

1977 Bachillerato en construcción de edificios de la Escuela Técnica Secundaria (HTL) de Krems

1977-1983 Estudios de arquitectura en la Academia de Bellas Artes de Viena Clase maestral del profesor y arquitecto Dr. Roland Rainer y del profesor y arquitecto Timo Penttilä

1989 Gabinete de arquitectura propio

2001 Architekt Ernst Linsberger ZT-GmbH

2006 BLA LiegenschaftsverwertungsgesmbH

2007 ALA LiegenschaftsverwertungsgesmbH

2010 Compañía de construcción en México

2013 Fundación "House of the Americas"



WOHNBAU QUELLENSTRASSE 2003

Grüne Ruhe vor dem Tosen

Entweder Lärm & Leben oder Ruhe weitab vom Schuss? Nicht unbedingt. Ein Mietshaus in Wien-Favoriten versucht den Kompromiss. Eine Gratwanderung zwischen grün und günstig.

Wohnen in der Stadt, mittendrin, wo das Leben pulsiert und die Wege zur Erledigung der alltäglichen Notwendigkeiten kurz sind, ist gleichbedeutend mit Leben in Lärm, schlechter Luft und ohne Natur.

Wohnen im Grünen gestaltet sich ruhiger und in besserer Luftqualität, verursacht aber durch die weiten Entfernungen zu den Arbeits- und Ausbildungsplätzen, den Einkaufsmöglichkeiten, medizinischen Einrichtungen und kulturellen Angeboten eben diese Umweltverschmutzungen, unter denen jene, die in der Stadt wohnen, zu leiden haben. Lebenswerte Wohnungen für Normalverbraucher sind innerhalb der Kernstadt Mangelware. Wer auf städtisches Wohnen mit exzellenter Infrastruktur inklusive dichtem öffentlichem Verkehrsnetz Wert legt und zugleich private Freiflächen in Form von halbwegs brauchbaren Loggien, Terrassen oder gar Gärten als unverzichtbaren Bestandteil seiner Wohnung ansieht, muss tief in die Tasche greifen. Günstig und grün zugleich gibt es fast nur am Stadtrand. Umso bemerkenswerter und wertvoller ist daher jede Verdichtung innerhalb der Stadt, die zu erschwinglichen Mieten und moderaten Baukosten – besonders Letzteres ist ja aktuell ein heißes Thema unter Fachleuten – Wohnungen anbietet, die mit Ruhe, viel Licht und ein bisschen eigenem Grün das Leben im Wirbel der Stadt erträglich machen.

Die verkehrsumtoste Ecke Herndlstraße/Quellenstraße im zehnten Wiener Bezirk scheint für solche Sehnsüchte nicht gerade der ideale Standort zu sein. Der unlängst fertig gestellte kleine Mietwohnungsbau, den Architekt Ernst Linsberger hier im Auftrag der Wohnbauvereinigung für Privatangestellte errichtet hat, wartet dennoch mit Eigenschaften auf, die an so einem Ort nicht zu erwarten waren.

Am weißen Kubus fallen die im Schachbrettmuster angeordneten Loggien auf. Am Übergang zur Nachbarbebauung an der Herndl gasse sind sie – um der Wiener Bauordnung Rechnung zu tragen – in die Fassade eingeschnitten, ansonsten kragen sie aber als erkerartige plastische Körper aus der weißen

Putzfläche aus, akzentuieren den Baukörper und verleihen ihm eine gewisse Präsenz im Stadtbild. Was für die Bewohner aber vermutlich wichtiger ist als das passable Äußere, ist der eigentliche Zweck dieser vor die Fassade gesetzten Körper aus Betonfertigteilen und Glas. Sie gewähren Aussicht, leiten viel Licht in die Tiefe der Grundrisse und schotten durch die doppelte Verglasungsschicht gegen den Straßenlärm ab. Es ist erstaunlich, wie ruhig die Wohnungen dadurch im Inneren sind und wie beim Blick aus den Wohnzimmern das Treiben an der Straße wie ein Stummfilm vorüberläuft.

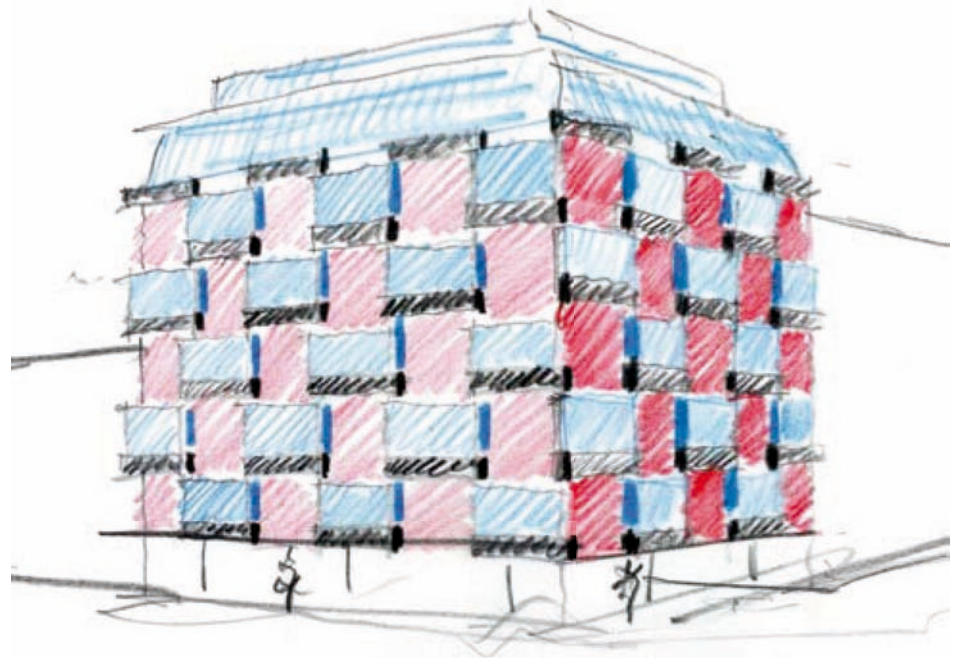
Schiebefenster an der äußeren Hülle erlauben die vor allem in der heißen Jahreszeit unbedingt notwendige Lüftung der Pufferzone. Die „graue Filterschicht“, wie Linsberger sie nennt, kann aber noch mehr. In etwa der Hälfte der vorkragenden Loggien birgt sie integrierte Pflanztröge, deren Vegetationsfläche sich auf Fußbodenniveau befindet und so das Gefühl vermittelt, ebenerdig ins Grüne gehen zu können. Die an ein Entwässerungssystem angebotenen Erdkoffer sind jeweils 70 Zentimeter tief und erlauben damit auch durchaus ambitionierte Bepflanzungskonzepte. Von Seiten des Bauträgers wurde ein Teil der Tröge bereits bepflanzt, über den Rest wurde vorläufig der Plattenbelag der Loggien weiter gezogen. Den Bewohnern steht es frei, den Streifen als grüne Lunge zu aktivieren oder sich für eine größere Loggienfläche zu entscheiden. Wie sich jetzt einige Wochen nach Besiedelung zeigt, eignen sich die Bewohner und Bewohnerinnen die Loggien ganz gut an. In einigen grünt es üppig. Manche ziehen Topfpflanzen der Begrünung des vorhandenen Troges vor oder konnten sich noch nicht entschließen.

Drei Wohnungen mit durchschnittlich etwas über 90 Quadratmeter Grundfläche fanden pro Geschoß Platz. Jene an den Ecken haben den Bonus, über jeweils mindestens zwei Loggien zu verfügen. Eine davon ist immer weniger tief und fast zur Gänze vom Blumentrog in Beschlag genommen, der aber damit unmittelbarer als Teil der Wohnung wahrgenommen wird. Die andere ist dafür so geräumig, dass auch ein Tisch mit ein paar Stühlen Platz findet. Eine Loggia pro Wohnung ist dabei von zwei Zimmern aus zugänglich – ein einfacher Kniff, um auch in einer Nicht-Luxus-Wohnung ein wenig Großzügigkeit zu erzeugen. Alle anderen Wohnungen haben

jeweils eine Loggia an der Straßenseite, zusätzlich auch Fenster zum ruhigen Hof und können gut quer durchlüftet werden. Man spürt zwar an allen Ecken und Enden, dass gespart werden musste. Besonders edle Details sucht man vergeblich. Aber man spürt auch, dass es dem Architekten gelungen ist, die wichtigsten Elemente in die Realisierung zu retten und das vorhandene Budget dort einzusetzen, wo es für die Gesamtqualität der Wohnungen wirklich wichtig ist. Nichts wäre einfacher gewesen, als die Erdkoffer in den Erkern wegzulassen und einfach gewöhnliche Loggien auszuführen. Vermutlich hätte sich niemand beschwert, weil die kleinen grünen Lungen mangels Wissen um die Möglichkeit niemandem gefehlt hätten. Wahrscheinlich wäre immer noch ein ganz erträglicher Wohnbau übrig geblieben, für den sich auch so Mieter gefunden hätten. Besonders wäre er nicht mehr gewesen, und das Leben an der Kreuzung wäre auch weitaus weniger attraktiv gewesen. Da verzichtete Linsberger schon lieber auf den Bodenbelag im Stiegenhaus, wo die Betontreppen aus Kostengründen einfach einen roten Anstrich erhalten haben.

Es mag schon stimmen, dass manche Extravaganzen im Wohnbau kaum zu finanzieren sind. Deshalb aber gleich von vornherein jede Innovation im Keim zu ersticken und die Wirtschaftlichkeit als oberstes Gut zu propagieren, geht an den Notwendigkeiten vorbei. Sicher sind Kisten mit Löchern, ohne Balkone, ohne Gemeinschaftsflächen, ohne Möglichkeit, sich gärtnerisch zu betätigen, billiger als ambitionierte Architekturen, mit all diesen das Wohnen attraktiver machenden Extras. Aber dann treibt es die Leute zwangsläufig aus der Stadt ins Grüne, entweder in eine Siedlung mit schlechter Infrastruktur am Stadtrand oder an die Holzhütte aus dem Baumarkt am niederösterreichischen Baggerteich. Dazu brauchen sie ein Auto, mit dem sie den Lärm und Dreck verursachen, unter dem sie in der Stadt so leiden. Hat irgendjemand schon nachgerechnet, was das an Kosten und Folgeschäden verursacht?

Franziska Leeb



Adresse:
Wien, Quellenstraße

Fotografie:
Archiv Linsberger, Andreas Buchberger

Literatur:
Franziska Leeb: Grüne Ruhe vor dem Tosen, Die Presse, 07.09.2008
Architekturzentrum Wien, nextroom.at, 20.09.2009
Ernst Linsberger: Schach!, Siebzehn/06-11, WBV-GPA 2011
Franziska Leeb: Wohnbau Quellenstraße, Siebzehn/06-11, WBV-GPA 2011

Grundstücksfläche	422 m ²
Bebaute Fläche	393 m ²
Wohnnutzfläche	2.191 m ²
Wohneinheiten Betriebseinheiten	21 1
Stellplätze	16

TERRASSENHAUS KREMS 2002

Radikal dicht

Schnickschnack und Romantik sucht man hier vergebens. Dazu Schlaf- und Badezimmer ohne Aussicht. Ernst Linsbergers Wohnbau in Krems: ein Werk mutiger Entscheidungen.

Ausgerechnet ein Wohnbau mit Zimmern ohne Aussicht ist der Beleg dafür, dass auch in Niederösterreich im großvolumigen Wohnbau durchaus mehr möglich ist als die üblichen, völlig uninspirierten Wohnblöcke, die den Stadtbildern nichts Gutes tun und alle, die es sich leisten können ins Einfamilienhaus treiben, weil attraktive verdichtete Wohnanlagen rar sind. Warum sich in Niederösterreich keine bessere Wohnbaukultur entwickelt hat, ist eine eigene Geschichte. Aber immerhin leistet sich das Land seit Anfang des Jahres Beiräte, die dafür sorgen sollen, dass bestimmte Qualitätskriterien im geförderten Wohnungsbau eingehalten werden. Wie durchschlagskräftig diese Gremien sind - die jeweils einreichenden Bauträger dürfen ein Beiratsmitglied nominieren, und die Hand, die einen füttert, beißt man bekanntlich nicht -, wird die nähere Zukunft weisen, wenn gebaute Resultate da sind. Das Schlimmste verhindern und den Durchschnitt heben, mehr darf man sich ohnedies nicht erhoffen. Richtig gute Ergebnisse kommen anders zustande: Entweder durch ordentliche Wettbewerbe oder indem ein kompetenter Bauherr die besten verfügbaren Architektinnen und Architekten zu fairen Bedingungen engagiert.

Krems gilt als die Architektur-affinste Stadt in Niederösterreich. Etliche GustostückerInnen zeitgemäßer Architektur sind im letzten Jahrzehnt entstanden - darunter viele Kleinbauten wie Aufstockungen, Adaptierungen, Einfamilienhäuser oder Lokale von ortsansässigen Architekten ebenso wie von überregional bekannten Persönlichkeiten. Aber es gibt auch starke Statements von städtebaulicher Relevanz, allen voran der Campus Krems von Dietmar Feichtinger. Einzig im verdichteten Wohnbau geschah aus architektonischer Sicht wenig Relevantes, und was an über die Grenzen der Wachau hinaus Erwähnenswertes realisiert wurde, stammt aus einer Architektenpraxen.

Ernst Linsberger legt nach seiner Atrium-Reihenhausiedlung in der Kremser Katastralgemeinde Gneixendorf (1998), der Siedlung am Hundssteig (2004) und einer eigenwillig bodenständig angehauchten Siedlung in Egelsee (2005)

nun einen weiteren bemerkenswerten Wohnbau auf Kremser Boden vor. Diesmal auf einem felsigen Südhang an der Langenloiser Straße. Linsberger bevorzugt mittlerweile den Stein als Baugrund, „weil sich unter dem Löss in Krems immer Zeug aus dem Paläolithikum findet“, was zu enormen Bauverzögerungen führen kann. Sein architektonisches Vokabular hat der Rainer-Schüler wie bereits von der kleinen Gneixendorfer Anlage zur das Stadtbild prägenden Siedlung am Hundssteig wiederum weiterentwickelt. Bei seinem jüngsten Werk sind ebenfalls Atrien, hohe Verdichtung und der Dialog mit der Landschaft wichtige Themen. Aber sie werden radikaler, bar jeder Romantik, abgehandelt.

Insgesamt 66 Wohnungen ducken sich unter markant auskragenden Flachdächern aus Betonfertigteilen in den Hang. Von sympathischer Schroffheit - wie der Fels darunter und nicht patzweich wie Löss - auch der mit einem Streifenrelief und schmalen waagrechten Lichtschlitzen versehene Sockelbau, der die riesige Tiefgarage birgt.

Der dichte Teppich an Terrassenwohnungen ist streng organisiert. Schnickschnack wie unbrauchbare Vorgärten, Rasenrabatten und umständliche Wegführungen gibt es nicht. Dafür mit einem Glasband gedeckte, kerzengerade Gänge zwischen den Zeilen, die zu den einzelnen Wohnungen führen. Auch viele das Alltagsleben erleichternde Details, die selbstverständlich sein sollten, im Wohnbau aber längst nicht Usus sind, sind hier realisiert. So sind zum Beispiel die Terrassen mittels Betonfertigteilmwänden voneinander sichtgeschützt abgetrennt. Jede Wohnung hat anstatt eines finsternen Kellerabteils einen nächst dem Eingang situierten, holzverschalteten Abstellraum. Das sind Kleinigkeiten, die nicht viel kosten, aber die Nutzbarkeit und Bequemlichkeit einer Wohnung mit wenig Aufwand steigern.

Es gibt etliche Wohnungstypen und an den Rändern jeweils Sonderformen mit oft recht eigenwilligen, dreieckigen Grundrissen. Die typische Wohnung sieht so aus: Von der Eingangsebene, in dem sich die Garderobe und eine Toilette befinden, führt eine Treppe ins Wohngeschoß, das um ein mit Glas gedecktes Atrium organisiert ist. Die Schlaf- und Badezimmer beziehen das Tageslicht ausschließlich von diesem innen liegenden Raum. Sie haben daher, und das



ist eine mutige Entscheidung, keine Sichtverbindung nach außen. Eine kontrollierte Wohnraumlüftung sorgt für gutes Klima. Ausblick nach außen und über die Stadt gibt es durch die verglasten Fronten der Wohn-Essräume und von den geräumigen gedeckten Terrassen aus. Das antike Hofhaus wird hier auf wenig Fläche in den geförderten Wohnbau transferiert. Erreicht werden damit höchste Privatheit durch die starke Orientierung nach innen und ein großzügigeres Flair durch den lichtdurchfluteten zentralen Raum.

Ernst Linsberger kümmert sich wenig um Architekturtheorien und Moden. Und obwohl er nicht von der Jagd nach Innovationen getrieben zu sein scheint, gelingen ihm immer wieder Bauten, die dank gescheiter Kombinationen aus erprobten und neuen Elementen sowie Sinn für zweck- und materialgerechte Details in der Wohnbau-Oberliga mitspielen. Denn es ist weniger wichtig, Neues zu erfinden, als bereits Erfundenes so anzuwenden, dass dabei Wohnungen herauskommen, die ihren Nutzern Freude machen, städtebaulich sorgsam konzipiert sind, sowie ökonomisch und ökologisch auf aktuellem Stand sind. - Im geförderten Wohnbau trotz aller Jubelmeldungen über das hohe Niveau im österreichischen Wohnbau längst noch nicht überall selbstverständlich.

Franziska Leeb

Adresse:

Krems an der Donau, Langenloiserstraße

Fotografie:

Archiv Linsberger, Andreas Buchberger

Literatur:

Krems. Stadt im Aufbruch, 2003

Franziska Leeb: Radikal dicht, Die Presse/Spectrum, 05.11.2006

Vorbild für 's Zusammenrücken, WohnenPlus 1/2007

BetonZement 3/07

Terrassenhaus, baunetz.de, 18.04.2007

Terrassenhaus statt Weingarten, Österreich Immobilien, 15.06.2007

Ulrike Moser: Beton trifft Grün, trend 9/2007

Isabella Marboe: Zu Hause auf der Höhenschichtlinie,

Der Standard, 06.10.2007

Walter Zschokke: Rücken an Rücken, Die Presse, 29.03.2008

ORTE architekturnetzwerk niederösterreich, nextroom.at, 23.06.2008

Franziska Leeb, ORTE Architektur in Niederösterreich 2002-2010,

SpringerWienNewYork 2011

Elke Krasny: Konsequente Verdichtung, Architekturlandschaft Niederösterreich

Waldviertel, SpringerWienNewYork 2011

Wahre Werte schlummern im Inneren, WohnenPlus 4/2011

Grundstücksfläche	10.512 m ²
Bebaute Fläche	7.830 m ²
Wohnnutzfläche	5.459 m ²
Wohneinheiten	66
Stellplätze	185



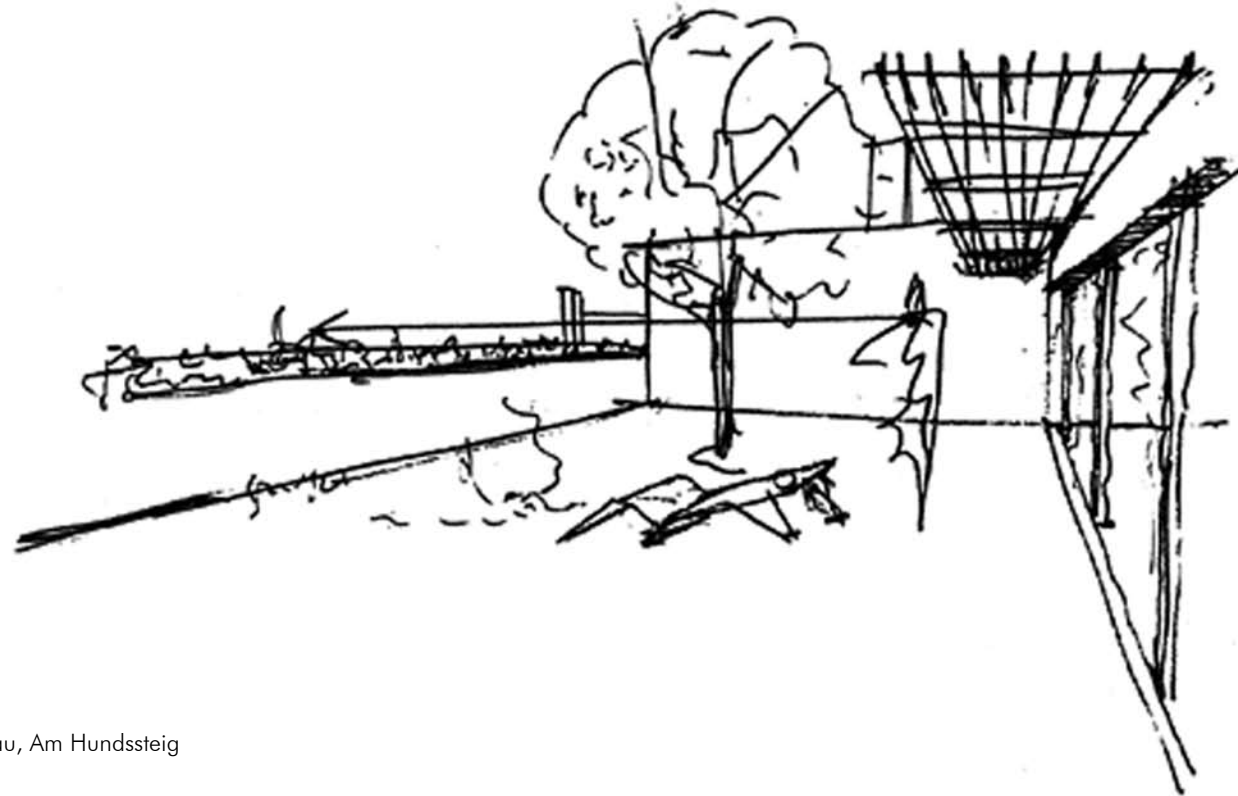
ATRIUMSIEDLUNG KREMS 2000

Kasbah im Norden

Malerisch und exponiert ist die Lage dieses Projekts. Inmitten des Altstadtkerns der Donaustadt Krems ragt ein steiler Felsrücken auf, der von dem weithin sichtbaren Pulverturm und der in der Gründerzeit errichteten Edervilla gekrönt wird. Im Schutz der Stadtmauer drängen sich am Fuß des mächtigen Felsens die Dächer der Altstadt dicht an dicht. Das Panorama, das sich oben bietet, erstreckt sich über die Stadt hinaus ins Umland mit dem geschlängelten Lauf der Krems. Wenn man an solchen Orten baut, ist architektonisches Taktgefühl gefragt. Einerseits soll der Reiz des Orts genutzt, andererseits die einprägsame Silhouette nicht zerstört werden. Um den Spagat zwischen diesen Antipoden zu schaffen, bedurfte es also eines sensiblen Konzepts. Der mit der Bauaufgabe betraute Architekt Ernst Linsberger, ein Schüler des bekannten Architekten Roland Rainer, hatte bereits mehrmals auf dessen der frühen Moderne verpflichtete Architektursprache zurückgegriffen und vertraute somit bei diesem Projekt auf ein bewährtes Rezept. Am Stadtrand von Krems hatte er schon früher eine Atriumhaussiedlung geplant und umgesetzt, die sich dem sanften Verlauf der angrenzenden Weinberge anschmiegt. Auch am Hundssteig – so nennt sich das Bauterrain auf dem Felssporn – bestand das Problem darin, kleine Einzelbausteine zu einem größeren Ensemble zusammenzubinden und dennoch die Topographie spürbar werden zu lassen. Der dänische Architekt Jørn Utzon, der die Oper von Sydney geplant hat, versuchte sich zeit seines architektonischen Wirkens am Archetypus menschlicher Bautätigkeit: der Plattform. Auf seinen Reisen hatte er erfahren, dass alle frühen Kulturen Plattformen gebaut und diese mit Mauern umfassen hatten, um so einen heiligen Ort aus der Topografie „auszuschneiden“. Dieses archaische Prinzip liegt wohl auch der Herangehensweise Linsbergers zugrunde: 23 ummauerte Plattformen bilden das bauliche „Rückgrat“ seines Entwurfs. Zwischen den Plattformen, die sich terrassenförmig mit dem Hang abtreppen, einschließlich schmale Gassen das auf den ersten Blick ungeordnete Puzzle aus weiß gekalkten Wänden mit flachen Gründächern, was an das Gewirr arabischer Kasbahs erinnert. Die einzelnen Gebäude – überwiegend halb unterkellert – umschließen winkelförmig einen Gartenhof und werden an den beiden anderen Seiten von halbhohen Sichtschutzmauern eingefriedet. Während

der längere, nach Süden orientierte Gebäudeschenkel drei Schlafräume beinhaltet, die über einen langen Schrankflur mit der zentralen Diele verbunden sind, weist der kurze Flügel einen großen Raum auf, in dem gekocht, gegessen und gelesen wird. Jedes Zimmer besitzt einen direkten Zugang zum Gartenhof; lediglich die Nebenräume im Knick des Winkels werden über Plexiglaskuppeln belichtet. Zusätzlich können in kleinen Holzschuppen Gartengerät und Fahrräder aufbewahrt werden. Gärten und umgebende Wohnräume liegen jeweils gegenüber dem darunter liegenden Nachbarn so erhaben, dass von jedem Haus das Stadtpanorama unverstellt zu genießen ist. Ähnlich konsequent wie das Organisationsschema von städtebaulicher Grundfigur und einzelnen Grundrissen wurde auch die Oberflächengestaltung angegangen. Weiße Putzfassaden und unbehandelte Holzschalungen, Sichtbeton und schlichte Blechtüren deuten darauf hin, dass hier wirtschaftlich auf eine lange Halbwertszeit geachtet wurde. Wenn die Siedlung im Laufe der Zeit altert, wird Patina bewusst in Kauf genommen. Sobald Wein- und Efeureben den Beton hochranken und das Gras der Dächer üppig wuchert, werden sich die jetzt kantigen Häuserkuben den Weinbergterrassen in der Nachbarschaft angleichen. Auch die Gestaltung der öffentlichen Bereiche wurden ins Konzept miteinbezogen. Sitzbänke, Geländer, Treppenstufen verdeutlichen, dass hier eher gegangen als gefahren wird. Trotz asphaltierter Beläge wirkt der Außenraum mit den verwinkelten Gassen fast mediterran. Um die dörflich anmutende Atmosphäre ohne störende Autos zu ermöglichen, wurden zwei separate Tiefgaragen gebaut, die je Haus zwei Stellplätze vorsehen.

Hans Weidinger



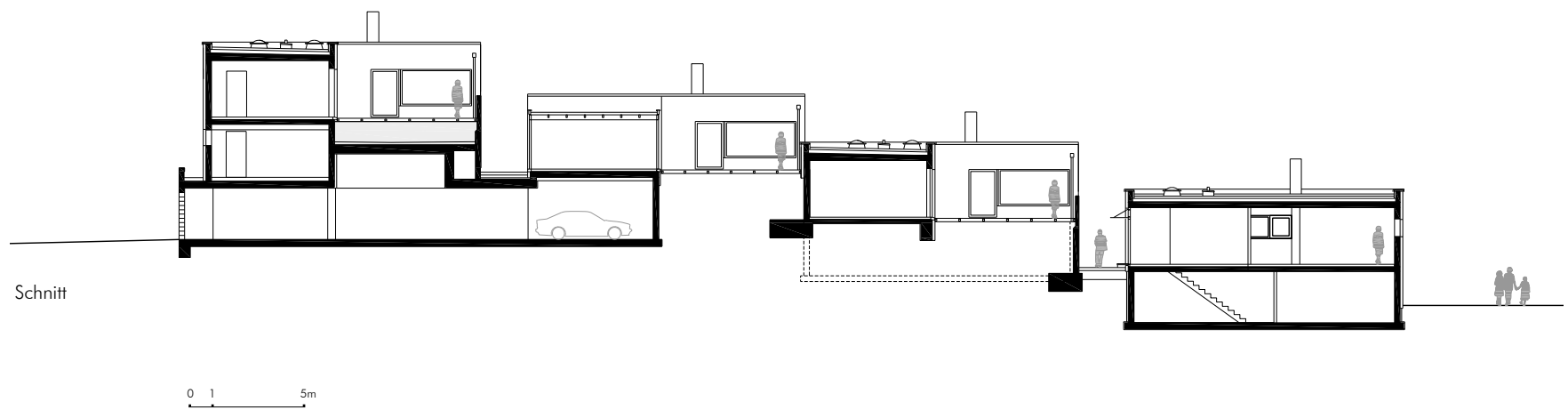
Adresse:
Krems an der Donau, Am Hundssteig

Fotografie:
Archiv Linsberger, Andreas Buchberger

Preise:
Bauherrenpreis Zentralvereinigung der Architekten Österreich 2004
Auszeichnung des Landes Niederösterreich für vorbildliche Bauten 2005
2. Preis, Dorf- und Stadterneuerungspreis der Landesinnung Bau NÖ 2005

Literatur:
Isabella Marboe: Weinumrankte Hauslandschaft am Hundssteig, Krems. Stadt im Aufbruch, 2003
Isabella Marboe: Atriumsiedlung „Am Hundssteig“, ORTE architekturnetzwerk niederösterreich, nextroom.at, 28.07.2003
Franziska Leeb: Atriumsiedlung „Am Hundssteig“, ORTE architekturnetzwerk niederösterreich, nextroom.at, 23.05.2004
Hans Weidlinger: Kasbah im Norden, Atrium Hofhäuser Neue Beispiele, DVA 2007
Dreimal Gartenstadt, Immobilien Standard, 08./09.09.2007
Franziska Leeb, ORTE Architektur in Niederösterreich 2002-2010, SpringerWienNewYork 2011
Elke Krasny: Konsequent Mediterran, Architekturlandschaft Niederösterreich Waldviertel, SpringerWienNewYork 2011
Wahre Werte schlummern im Inneren, WohnenPlus 4/2011

Grundstücksfläche	10.311 m ²
Bebaute Fläche	4.306 m ²
Wohnnutzfläche	2.803 m ²
Wohneinheiten	27
Stellplätze	48





ATRIUMSIEDLUNG GNEIXENDORF 1996

Ortsgerecht kontra ortsüblich

Mit der gebauten Nachbarschaft hat die kleine Siedlung bei Krems wenig zu tun. Architekt Ernst Linsberger zog es vor, seine Bebauung am Charakter der Landschaft zu orientieren. Die kleine Siedlung von sechs Reihenhäusern liegt im Dorferweiterungsgebiet von Gneixendorf. Der Weinbau bestimmt die gewachsene Landschaft, und so entwickelt sich auch der Ort auf zu Bauland umgewidmeten Weingärten. Betrachtet man die neue Siedlung in ihrem nächsten Umfeld, bietet sich ein geradezu skurril anmutendes Bild: Die dem Geländeverlauf folgende abgetreppte niedrige Bebauung liegt inmitten von Weingärten, die wiederum von einer allen ländlichen Klischees entsprechenden Einfamilienhausbauung gerahmt werden.

Gemessen an der gebauten Nachbarschaft sind die sieben Häuser ein Fremdkörper. Bewertet man jedoch ihre Verträglichkeit mit der Landschaft, so sind die flachen, dem Geländeverlauf nach gestaffelten niedrigen Häuser mit den wie Zeigefinger in den Himmel ragenden Schornsteinen wie geschaffen für die Gegend. Ernst Linsbergers Siedlung mag vielleicht für manche ein Stachel im Fleisch sein. Der Vergleich mit den freistehenden Häusern im grellen Heurigenbarock macht sicher: Was an einem Ort seit Jahren üblich ist, muss ihm noch lange nicht gerecht werden.

Erschlossen wird das Grundstück von Westen. Hier liegt der Autoabstellplatz, von dem ein Fußweg zu den Hauseingängen an der nahezu völlig geschlossenen Nordseite führt. Linsberger entschied sich für den Typus des Atriumhauses, das ein Höchstmaß an Intimität gewährt: Ohne ständiger Beobachtung ausgesetzt zu sein, kann im Freien gegessen, gespielt, vielleicht sogar geschlafen werden. Die im Norden liegenden Kinderzimmer haben über Fenstertüren ebenso direkten Zugang in den Hof wie der zentral gelegene Eßbereich.

Vis-à-vis der Kinderzimmer hat die Küche mit einem raumbreiten Fensterband ebenfalls Blickverbindung zum Atrium, das von den Bewohnern nahezu ganzjährig als zusätzlicher Wohnraum im Freien intensiv genutzt wird. Im südlichen Teil des Hauses liegen das Elternschlafzimmer und das Wohnzimmer. Während das Eßzimmer klar dem Atrium zugeordnet ist, ist der dem Wohnzimmer zugeordnete Freiraum der Garten, in den ein Holzrost als befestigte Terrasse überleitet.

Die Begrenzungsmauern aus Sichtbeton bieten auch in diesem etwas mehr extrovertierten Bereich ein angenehmes Maß an Privatheit, sind aber nur so hoch, dass die nachbarschaftliche Kommunikation möglich ist. Die rohen Mauern nehmen Maß an den Reihen der Weinstöcke. Lässt man die Natur gewähren, werden sie in wenigen Jahren begrünt sein. Die Vegetation wird dann die jetzt klare Grenze zwischen Grünland und Wohnbebauung entschärfen.

Die Bedeutung dieser Siedlung liegt darin, dass sie den gar nicht so geringen Unterschied zwischen ortsgerechter und ortsüblicher Bauweise aufzeigt. Ernst Linsberger verweigert radikal jede Orientierung am gebauten Umfeld. Seine Maßstäbe waren die allseits präsenten Weinberge. Gleichzeitig aber haben die Häuser mit den geschützten Innenhöfen weitaus mehr atmosphärische und funktionale Gemeinsamkeiten mit den alten Bauernhäusern in den Dorfkernen, als vor rustikalen Zitäten strotzende Minischlösser.

Franziska Leeb

Adresse:
Krems an der Donau, Flieglerinstraße

Fotografie:
Archiv Linsberger

Grundstücksfläche	2.130 m ²
Bebaute Fläche	1.335 m ²
Wohnnutzfläche	1.177 m ²
Wohneinheiten	10
Stellplätze	15



Literatur:

Franziska Leeb: Gegen die Zersiedelung bauen, Der Standard, 01.12.1996

Erika Berger: Dem Land seine Architektur, Zeitenweise 3/1997

Elke Krasny: Wohnfreiheit im Umbruch, Architektur Aktuell, Nr. 205/206 Juli/August 1997

Franziska Leeb: Die Landschaft als Maßstab, Architektur Fachmagazin 1999

Franziska Leeb: Ortsgerecht kontra ortsüblich, Der Standard, 27.02.1999

Hans Weidlinger, Atriumhäuser – Hofhäuser – Wohnhöfe, DVA 2002

Architekturzentrum Wien, nextroom.at, 12.02.2002

Franziska Leeb: Atrium-Reihenhaussiedlung, ORTE Architektur in Niederösterreich 1997-2007, SpringerWienNewYork 2007

Elke Krasny: Atrium als Alternative, Architekurlandschaft Niederösterreich Waldviertel, SpringerWienNewYork 2011

PONTONI BAR 1995

mit Reinhard Haslwanter

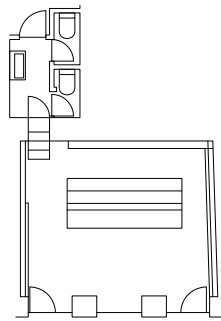
Was macht eine Bar zur Bar oder inwiefern kann die Architektur barmäßig mehr an Wahrhaftigem beisteuern als den Bartresen selbst? „Piano-Bar“, „American-Bar“, „Café-Bar“, usf. – die Gestaltungsmöglichkeiten sind offenbar breit gefächert, ob schwülstig dunkel oder abgeklärt hell, die informelle Kommunikation, verbal oder visuell, bleibt Mittelpunkt des Bar-Geschehens. Bar einer ausreichenden Bestuhlung erzeugt die Theke jenen Aufforderungscharakter, der uns zum Verweilen im Lokal veranlasst. Unbestreitbar macht gerade das den Reiz des Barbesuchs aus: das Sich-Auffädeln in die Kette der „barflies“, ob alleine oder zu mehr, stehend oder am Barhocker hockend, die Option auf jederzeitigen Rückzug - denn keine Verweildauer ist zu kurz um eine Bar wieder zu verlassen -, oder das sinnlose Besäufnis von Angesicht zu Angesicht mit dem barhäuptigen Barkeeper oder der Barbarella ähnlichen Bardame. Die relative Gleichheit der Aughöhen lässt den Gast zum gleichwertigen Part einer Barpartie werden. Der Austausch Bares gegen Trinkbares wird zum schnellen Geschäft, die Theke ist Verkaufspult, niemals Bar-riere. Egal, ob sie aus plüschbeklebten Pressspanplatten oder aus einem drei Tonnen schweren Betonfertigteil ist... Somit: der Bartresen ist das wesentliche Objekt der Bararchitektur, der Rest bleibt Geschmacksfrage und – genau genommen – Staffage. Die „Pontoni-Bar“ bringt mit ihrem Design diese funktionalistische Aussage auf den Punkt. Der fein geschalte Fertigteil ist orthogonal z-förmig. Der untere, längere Schenkel ist bündig im Niveau in den Terrazzoboden eingelassen, die Thekenwand reicht bis auf die übliche Höhe von 1,20 m, der obere, kurze Schenkel, der eigentliche Bartresen, ist 37 cm tief. Das Ding scheint aus dem Gleichgewicht zu sein, doch kaum tritt ein Gast an die Theke und betritt deren Basisteil, bildet er selbst die Basis des sich anbahnenden Geschäfts zwischen „hinter“ und „vor“ der Theke. Ein breiter Nussholzholzm (,„Hier ist Hermann Czech zitiert“, Anm. d. Arch.) und eine Nirosta-Fußstange schaffen bequeme Distanz zur zementierten Geschäftigkeit. Analog zu den Füßen auf der unteren Ebene des Tresens steht kurz danach ein Glas auf der oberen – das Gleichgewicht



ist wieder hergestellt, das „System Bar“ funktioniert perfekt. Sei es getäfelte Abgehobenheit am „first floor“ oder karge „Bodenständigkeit“ am „ground floor“, die Bar als Institution zur Kommunikation auf meist engem Raum lässt jedes vorstellbare Ambiente zu. Die reduzierte Gestaltung der „Pontoni-Bar“ artikuliert in der Form der Theke nüchtern das Credo der Barbesucher: „Man steht drauf an der Bar zu stehen“.

Solange man noch stehen kann.

Judith Eiblmayr



0 1 5m

Adresse:
Wien, Burggasse

Fotografie:
Archiv Linsberger

Literatur:
Judith Eiblmayr: Ground floor, Architektur & Bau Forum, Nr. 183,5/1996
Gert Walden: Hart und Weich zugleich, Der Standard, 16.10.1998
Henriette Horny: Gasthaus-Architektur: Innovativ und traditionell, Kurier 03.09.1998
Architekturzentrum Wien, nextroom.at, 14.09.2003
Judith Eiblmayr: Ground floor, Der Teufel steckt im Detail, Metroverlag 2010

Nutzfläche 30 m²

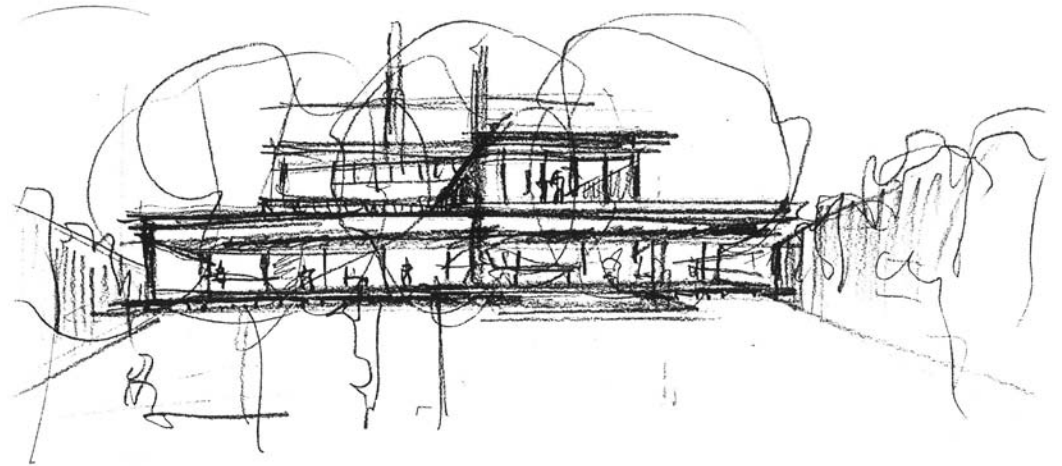
DOPPELWOHNHAUS 1991

Das von Architekt Ernst Linsberger entworfene Doppelwohnhaus Schatzl in Krems am Wachtberg zeigt eine vollkommene Einordnung eines Bauwerkes in die Landschaft und das Ortsbild.

Indem der untere Teil des Doppelwohnhauses unmittelbar an die natürliche Geländestufe angeschlossen wird, wirkt dieser Teil durch die Überdeckung mit einem begrünten Flachdach als Fortsetzung der Geländeterrasse, sodass er praktisch unsichtbar wird, trotzdem aber in Folge der Südorientierung der Hauptfront optimale Wohnverhältnisse und vorbildliche passive Solarenergienutzung bietet.

Indem der Architekt auch die ein Geschöß höher liegenden Räume mit einem begrünten Flachdach überdeckt, setzt er mittels dieses Traktes die Terrassenlandschaft fort, sodass das Haus vollkommen in die Landschaft aufgeht. Trotzdem wird auch der Ortscharakter durch das vorgeschriebene Steildach des oberen Hauses berücksichtigt und gewahrt. So wird durch dieses Projekt in einer selten erreichten Vollkommenheit sowohl eine restlose Einfügung eines Bauwerkes in die Landschaft erreicht als auch die örtliche Bauweise überzeugend zum Ausdruck gebracht. Das Doppelwohnhaus wird sowohl optimale Lebensverhältnisse für die Bewohner bieten als auch eine vollkommenen Integration sowohl in die Landschaft als auch in das Ortsbild erreichen, wozu zweifellos alle Beteiligten, insbesondere auch die Stadt Krems, zu beglückwünschen sind.

Roland Rainer



Adresse:
Krems an der Donau, Dr.-Josef-Meller-Gasse

Fotografie:
Archiv Linsberger, Andreas Drexler

Literatur:
Roland Rainer, Stadt im Aufbruch, Krems 93, Sonderausstellung
Judith Eiblmayr: Das Haus unterm Haus, Architektur & Bauforum, 175 1995
Walter Zschokke: Geöffnet hin zum Blätterdach, Die Presse/Spectrum, 13.04.1996
Walter Zschokke, ORTE Architektur in Niederösterreich 1986-1997, Birkhäuser 1997
Judith Eiblmayr, Meisterschule Roland Rainer, SpringerWienNewYork 1998
Architekturzentrum Wien, nextroom.at, 14.09.2003
ORTE architekturnetzwerk niederösterreich, nextroom.at, 25.06.2002



Geöffnet hin zum Blätterdach

Sind „coole Schweizerkäsefassaden“ das einzige mögliche Ergebnis „neuer Einfachheit“? Ernst Linsbergers Doppelwohnhaus in Krems ist ein Beispiel dafür, dass Zurückhaltung auch zu spannungsvoller Architektur führen kann.

Seit einiger Zeit ist es offensichtlich, dass die „neue Einfachheit“ zur Manier verkommt, sodass die Werke der Protagonisten von jenen der Epigonen zugedeckt, wenn nicht sogar erschlagen werden. Volker Giencke, sensibler Beobachter und unter praktizierenden Architekten als Kommentator mit spitzer Feder eine Ausnahmeerscheinung, fragte kürzlich in der Fachzeitschrift „Architektur & Bauforum“, „wieweit die coole Schweizerkäsefassade der urbanen Wohn- und Bürohausbauten nicht ebenso pervers ist wie das rustikale Hochgebirgsdesign der Restaurants in Stadt und Land“. Und er folgert: „Jedenfalls ist das, was momentan in der Architekturwelt als neu und als Minimalismus oder als Purismus verkauft wird, perfider, als es der Dekonstruktivismus je sein kann.“

Damit legt er den Finger auf die kritische Stelle. Die Schwelle zum „less is a bore“ (Robert Venturis Persiflage des berühmten Diktums von Mies van der Rohe, „less is more“) ist schneller überschritten, als die aus Zeitschriften abgekupfert „Ideen“ in Bauten umgesetzt werden können. Über des Kaisers neue Kleider kann man nicht debattieren. Der frappierende Effekt des Einfachen ist nicht beliebig wiederholbar, eine diesem innewohnende Kritik an Schwulst und Überfluss nutzt sich ab. Jene raren Beispiele dafür, dass Zurückhaltung und Reduktion zu spannungsvoller Architektur führen können, haben meist im Vorhandenen einen Sie nehmen nicht selten den Charakter eines Rahmens an, der eine Auswahl aus dem Vorgefundenen heraushebt. Ein derartiges Bauwerk habe ich kürzlich in Krems gesehen: Das von Architekt Ernst Linsberger entworfene Doppelwohnhaus liegt an einem Südhang über der Stadt, an dem in vergangenen Jahren zahlreiche Einfamilienhäuser zwischen teilweise noch genutzten Weinberge gebaut wurden.

Die zwei sehr verschiedenen Häuser liegen übereinander auf dem von oben zugänglichen Grundstück. Der Straße zugewandt, steht unter steilem Satteldach das obere, alltäglich

wirkende Haus, dessen Fassade mit sorgfältig proportionierten Öffnungen allerdings aufmerken lässt. Im Osten stößt ein kurzer Seitenflügel vor, den südseitig das kleine Obergeschoß des zweiten, unteren Hauses verlängert. Diese beiden Hausteile bilden einen einheitlichen Baukörper, der zusammen mit dem oberen Haus einen Gartenhof umschließt.

Der Hauptwohntrakt des uns interessierenden unteren Hauses zieht sich erdgeschoßig quer über die ganze Grundstücksbreite und ist südseitig durchgehend verglast. Während das Entree und das Elternzimmer mit seiner herrlichen Aussicht auf das Donautal noch im oberen Baukörper liegen, reihen sich unten Kinderzimmer, Wohnraum, Essplatz und Küche an einen großzügigen, rückseitig anschließenden Gang mit Oberlichtdecke. Die an der vorderen Breitseite offene Schachtel ist hinten in einen Feldrain eingetieft, sodass fast nur die Vorderfront zu sehen ist.

Das flache Dach ist mit Magerflora bewachsen; getragen wird es von einer dichten Schar schichtverleimter Holzbalken, die im Wohnraum sowohl Kontinuität als auch Rhythmus einbringen und beiläufig die Raumakustik verbessern. Von der verglasten Wand lässt sich jedes zweite Feld zur Seite schieben, so dass zur visuellen auch eine räumliche Offenheit kommt.

So hätten wir alle „Stilelemente“ beisammen, die das Haus jener „neuen Einfachheit“ zuordenbar machen, von der eingangs die Rede war: längsquadratische Schachtel oder Kiste, emotionslose (coole) Reihung, raumhohe Fassadenöffnungen im Schachbrettversatz (gleich-gültig), durchgehender Raum mit Schiebewänden (Loft).

Aber das Haus ist mehr: Es ist mit seinem ganzen Wesen auf den davorliegenden Obstgarten bezogen, in dem alte Marillenbäume ihre Äste und Zweige zu einem luftigen Dach flechten - im Sommer schattenspendend belaubt und im Winter durchlässig für das Sonnenlicht.

Dieser Marillenhain ist ein Produkt kontinuierlicher menschlicher Pflege und der sich jährlich erneuernden Lebenskraft der Natur. Über die vielen Jahre seines Bestehens wurde er zu einem Ort mit ganzheitlichem Charakter. Darauf und auf dessen Qualität reagiert der Entwurf für das dahinter liegende Wohnhaus. Die Reduktion auf die primäre räumliche

Aussage, „nach vorne offen“, erzeugt eine polare Spannung, die jener zwischen Rahmen und Bild oder zwischen Sockel und Plastik vergleichbar sein mag, wobei das Haus die Rolle des Rahmens beziehungsweise Sockels spielt. In dieser Hinsicht hat sich die Reduktion der architektonischen Mittel als richtig erwiesen.

Zwischen Haus und Marillengarten legte der Architekt zudem eine Art Schwellenbereich, gebildet aus einer hölzernen Plattform, die sich vor dem ganzen Wohntrakt hinzieht und unter den Schirm der Baumkronen reicht. Hier lässt sich die Ambivalenz zwischen beiden Elementen erfühlen, der Übergang von innen nach außen ist nicht hart, sondern durch die Zwischenzone moderiert. Das Glas ist Grenze zum Zwischenbereich, ähnlich der vorderen, über der Wiese schwebenden Kante der Plattform.

Weil die Einfachheit dieses Hauses nicht monomanischer Selbstzweck ist, oder als modischer Effekt in den Vordergrund gerückt wurde, gewinnt das bipolare System von Garten und Haus an Kraft. Die „Einfachheit“ hat eine aus Ort und Aufgabe erarbeitete Berechtigung und wird selbstverständlich. Wer das Haus erlebt hat, braucht keine langen Erläuterungen. Es ist eine gültige Interpretation der doppelten Aufgabe, Wohnen, an dieser Stelle, zu ermöglichen. Zwar gibt es immer wieder Apologeten, die uns weismachen wollen, die Beschäftigung mit dem Ort sei passé, wer sich noch damit aufhalte, mithin hoffnungslos veraltet. Im Gegensatz dazu zeigt unser Beispiel, dass ein Teil der architektonischen Gesamtwirkung von der Umgebung mitbestimmt wird.

Gewisse Zweifel kommen allerdings auf, wenn radikal einfache, graphisch gestylte Wohnungsgrundrisse, nur mit Schiebetüren unterteilbar, auf vollkommen nutzungsneutrale Flächen reduziert, als synthetische Lofts gestapelt und emotionslos zu Wohnhausanlagen addiert werden.

Das Umerziehen künftiger Bewohner mit dem Mittel radikaler Grundrisse war bereits vor bald 70 Jahren ein Diskussionsthema: Die Siedlung Dammerstock in Karlsruhe, in konsequentem Zeilenbau und radikal funktionalistischer Manier von Otto Haesler (1880 bis 1962) errichtet, forderte die Kritik heraus.

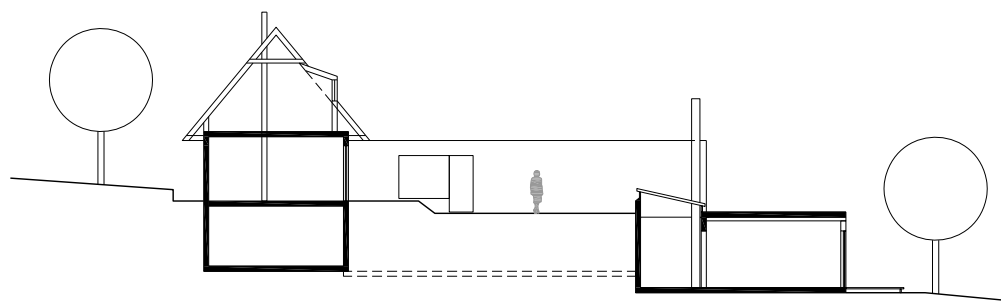
Ein Aufsatz von Adolf Behne, 1930 in der Zeitschrift „Die Form“ erschienen, lässt sich aber ebenso auf eine Wohnanlage mit radikal disfunktionalisierten Grundrissen umlegen. Der Satz: „Hilfe, ich muss wohnen!“ oder die Frage: „Kann man per Diktatur soziologisch sein?“ bleiben eigenartigerweise gültig - wie auch ein Großteil der übrigen Argumentation. Aber welcher Architekt entwickelt seine Entwürfe nicht bloß aus den Heldentaten seiner Vorgänger, sondern auch aus deren Irrtümern und der an diesen geübten Kritik?

Das Ausschütten des Badewassers samt dem darin verbliebenen Kind ist weiterhin übliche Praxis eines sich radikal gebärdenden Avantgardismus. Abgehobene Radikalität wird beklatscht, als wären all die Kritiken daran nie geschrieben worden, als hätte Josef Frank seinen Aufsatz „Akzidentismus“ (veröffentlicht 1958) nie verfasst. Darum: Hinter die Bücher, Architekten!

Dass es anders auch geht, bewies Alvaro Siza mit seiner Planung für das zu sanierende Quartier Schilderswijk in Den Haag, für die er mit den Bewohnern Gespräche führte. Viele dieser Bewohner haben ihre ursprünglichen kulturellen Wurzeln außerhalb Hollands. Auf Grund der gewonnenen Erkenntnisse entwickelte Siza auf der Basis des holländischen Haustyps mit direkten Zugängen zu den Wohneinheiten einen Grundriss, der sowohl für die lokale Tradition als auch für die Bedürfnisse moslemischer Bewohner günstig ist, weil er im Innern eine deutliche Trennung zwischen Wohn- und Schlafbereich vorsieht und Toilette und Küche auseinanderhält. Wie sagte schon Ernst Bloch: „Eine Geburtszange muss glatt sein, eine Zuckezange mitnichten.“ Dazwischen liegen ein weites Feld und viel spannende Denkarbeit.

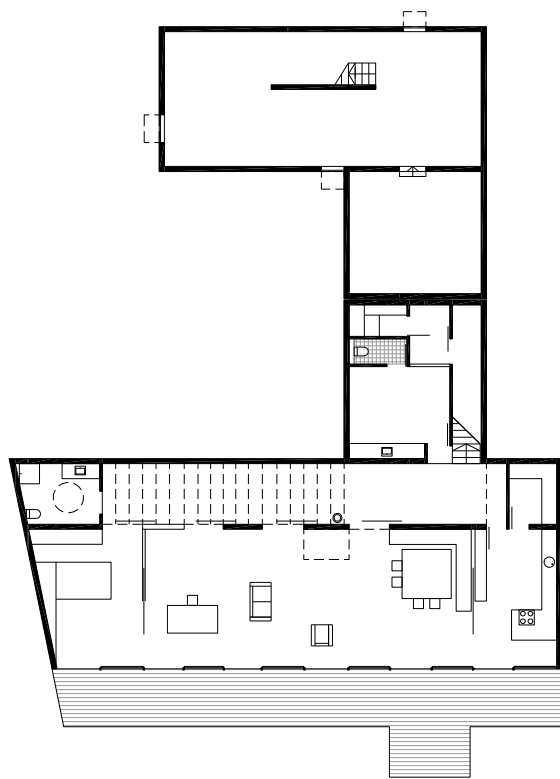
Walter Zschokke



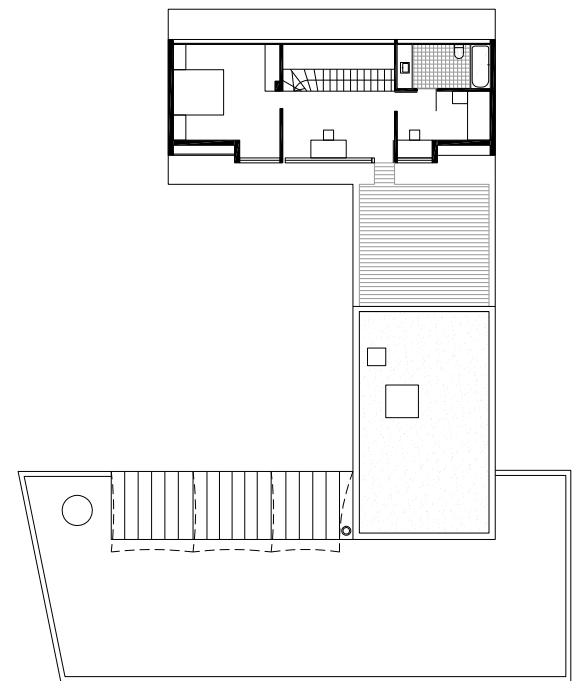


Schnitt

0 1 5m



Untergeschoss



Dachgeschoss